

dem Papst des Friedens und der Versöhnung, zu dem Propheten der einen Kirche und der einen Menschheit geworden ist.

Eine neue Hellhörigkeit für Gottes Wort, eine schmerzliche heilsame Korrektur des Gottesbildes, ein neues missionarisches Bewußtsein und eine geläuterte Auffassung von den Dimensionen des Reiches Gottes – das sind die großen Entdeckungen, die die Kirche macht, seit sie versucht ihre Situation als Volk Gottes unterwegs in die Zerstreuung, als Volk Gottes in Ohnmacht innerhalb einer pluralistischen Gesellschaft anzunehmen.

Gerade als Kirche auf dem Weg ins Exil erkennt sie dann auch, daß Jerusalem nicht schlechthin hinter ihr liegt, sondern eigentlich immer noch vor ihr, weil das Exil nicht die letzte Station ist, sondern der Durchgang – allerdings der einzige Durchlaß – zu der Stadt, die nicht mehr von Menschenhand erbaut wird, sondern, wie die Apokalypse sagt, »von Gott her aus den Himmeln herabkommt« (Apk 21,2).

»Ego cogito cogitationes pacis, et non afflictionis: invocabitis me et ego exaudiam vos: et reducam captivitatem vestram de cunctis locis.«²⁶

Josef Bommer Ende des Kirchenbaues?

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Fragen des Kirchenbaues unter bestimmte *Kriterien* gestellt werden müssen, und daß es nicht zuletzt die Theologie und die Seelsorge sein werden, die dem Künstler und Architekten solche Kriterien zu liefern haben. Wer eine Kirche baut, dient damit der Seelsorge. Seelsorge aber ist nur möglich auf dem Boden der Theologie. Eine sich wandelnde Theologie kann nicht ohne entscheidenden Einfluß sein auf die Seelsorge, neue Theologie und Seelsorge aber werden sich notwendigerweise auswirken auf die Fragen des Kirchenbaues. In den verschiedenen Baustilen der Vergangenheit, in Romanik, Gotik und Barock, spiegelt sich eine ganze geistige Welt, spiegelt sich vorab die Theologie und Seelsorge einer bestimmten Zeit, finden vor allem die Fragen der *Liturgie*, des Gottesdienstes ihren Niederschlag und ihre ganz bestimmte Ausprägung. Mit dem Wandel der Liturgie wandelt sich auch der Kirchenraum. In der sich wandelnden Liturgie aber spricht sich eine bestimmte Theologie aus, spricht sich vor allem ein ganz bestimmtes *Selbstverständ-*

nis der Kirche aus. Nicht umsonst benennen wir den Raum für den Gottesdienst des Volkes Gottes und dieses selber mit dem gleichen Namen, eben mit dem Wort *Kirche*. Wie die Kirche in einer bestimmten Zeit sich selber versteht und sich selber ausspricht, das äußert sich immer wieder zentral im Gottesdienst, in der Liturgie und damit auch in der Form des Kirchenbaues. Am Kirchenbau einer Zeit läßt sich sehr wohl das Grundverständnis der Kirche für diese Zeit ablesen. Die Basilika der alten Zeit, die Gottesburgen der Romanik, die hochstrebenden gotischen Dome, die heiteren Festsäle des Barock, sie alle reden von einem ganz bestimmten, für diese Zeit typischen Kirchenbild. Mit vollem Recht hat man etwa die Summa des heiligen Thomas von Aquin mit dem Bau einer gotischen Kathedrale verglichen. Die Zweiständetheologie des Mittelalters, die starke Trennung von Klerus und Laien, von hörender und lehrender Kirche findet ihren Niederschlag in der ausgeprägten Zweiteilung von Chor und Schiff, im Lettner und später im Chorgitter. Das seltsam zwiespältige Triumphgefühl der nachreformatorischen Kirche, ihr handfester Reich-Gottes-Gedanke, der vorherrschende eucharistische Anbetungskult, sie finden ihren beredten und kraftvollen Ausdruck im barocken Kirchenraum. Es gibt eine Geschichte des Glaubens, eine Dogmenentwicklung, eine Geschichte des Kirchenbegriffs und der Liturgie, und parallel dazu läuft auch die Geschichte des Kirchenbaues. Daß solche Entwicklungen selbstverständlich in den größeren Rahmen der Geistes- und Kulturgeschichte einer Zeit hineingestellt werden müssen, sei nur am Rande vermerkt.

Wir alle wissen, daß das, was wir *modernen Kirchenbau* nennen, im Zusammenhang steht mit großen, für unser Empfinden erfreulichen Aufbrüchen in Theologie und Seelsorge. Vor allem die liturgische und die biblische Erneuerung stehen vor unser aller Augen. Die Kirche ist ausgebrochen aus dem Ghetto, die starre Statik einer reinen Defensivhaltung, einer zum Teil berechtigten, zum Teil unfruchtbaren Apologetik, hat einer dynamischen, missionarischen Haltung Platz gemacht. Vieles, ja fast alles, ist in Bewegung geraten. Es vollzieht sich ein immer rascherer *Wandel* im Leben der Welt, im Leben der Kirche und damit auch in der Theologie. Typisch für diesen allgemeinen Wandel ist eine immer stärkere *Differenzierung* und der Hang zur *Radikalisierung*. Alles wird komplexer, in der Welt und in der Kirche, und mit den gesellschaftlichen Strukturen ändern sich auch die Lehrauffassungen der Kirche. Dabei ist es nicht mehr, wie etwa im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit, die Kirche, die diesen Wandel bestimmt und entscheidend lenkt. Nein! Wenn wir ehrlich sind, müssen wir erkennen, daß heute nicht mehr die Theologie die Soziologie dirigiert, sondern umgekehrt! Aus all dem ergibt sich das

heutige *Ringen der Kirche um ein neues Selbstverständnis*. Unsere Überlegungen gliedern sich in drei Punkte:

1. Wir fragen nach den konkreten Folgen für *unseren Kirchenbegriff*, wobei wir die Aspekte herausarbeiten, die für unsere Fragestellung entscheidend sind.
2. Wir fragen nach den konkreten Folgen für *unseren Gottesdienst*, für die Liturgie und hier vor allem für die Eucharistiefeier am Sonntag.
3. Wir fragen nach den konkreten Folgen für den *Kirchenbau der Zukunft*.

I. Kirche heute

Wir fragen nach dem Selbstverständnis der Kirche heute. Der Exeget Prof. Heinz Schürmann aus Erfurt hat das Anliegen eines neuen, in die Zukunft weisenden Selbstverständnisses der Kirche lange vor dem Konzil umschrieben in einer Arbeit mit dem Titel: ›*Gemeinde als Bruderschaft im Lichte des Neuen Testaments*‹.¹ Schürmann fragt hier in einer vorbildlichen Weise zurück auf die Schriften des Neuen Testaments, vor allem auf die Apostelgeschichte. Seine Grundthese lautet: »Die im glaubenseinigen Mittelalter manchmal zu kirchlichen Verwaltungsbezirken abgesunkenen Gemeinden wurden durch die individuellen Seelsorgsbemühungen des 19. und 20. Jahrhunderts wieder zu *Seelsorgsgemeinden* verleben-digt und in der liturgischen Bewegung der letzten Jahr-zehnte als *Kultgemeinden* wieder erweckt; im Lichte des Neuen Testaments müßte die Parole für die Zukunft lau-ten: Von der Seelsorgs- und Kultgemeinde weiter zur Bruderschaftsgemeinde.« Schürmann trifft sich hier mit Gedanken von Karl Rahner: Die Diasporasituation wird die normale Situation der Kirche der Zukunft sein. Wir sind unaufhaltsam auf dem Weg von der *Volkskirche zur Glaubens- oder Gemeindekirche*. Die Zeit der großen Zah-len dürfte ihrem Ende zugehen. Rahner meint, daß die Statistik in den nächsten fünfzig Jahren immer gegen uns zeugen wird. Der Massenabfall wird weitergehen, rein äußerliche Traditionen werden unaufhaltsam zerbrechen. In Frankreich gibt es bereits heute Gegenden, wo die Kinder nicht mehr allgemein getauft, die Ehen in der großen Mehrzahl nicht mehr kirchlich geschlossen werden, die kirchliche Beerdigung nicht mehr die Regel ist. Rah-ner schreibt: »Der künftige Christ wird als Glied der klei-nen Herde in einer unübersehbaren, großen Welt von Nichtchristen leben.« Die Kirche wird soziologisch einem Sektendasein entgegengehen. Und nun das Überraschen-de: Genau das ist sie auch in ihrer ersten Zeit gewesen. »Das Christentum wird aus einem Nachwuchschristen-tum zu einem Wahlchristentum« (K. Rahner)². Und

¹ H. SCHÜRMAN, *Gemeinde als Bruderschaft im Lichte des Neuen Testaments*, in: *Diaspora. Gabe und Aufgabe*, Priesterjahreft 1955. Verlag Bonifatius-Druckerei Paderborn, 21–31.

² K. RAHNER, *Theologische Deutung der Position des Christen in der*

Norbert Greinacher schreibt: »Die Entwicklung hin zu dieser Glaubens- und Gemeindekirche ist nicht aufzuhalten. Natürlich bringt dies weitreichende Konsequenzen mit sich, und es wird auch nicht ohne Übergangskrisen abgehen. Es ist aber denkbar, daß diese Gemeindekirche einen echten Schritt nach vorne auf dem Weg darstellt, auf dem die Kirche ihr eigentliches Wesen immer mehr einholt.«³

Die Konsequenzen, von denen Greinacher hier spricht, lassen sich mit Schürmann in die folgenden Punkte zusammenfassen:

1. Nach dem NT, besonders nach der Apostelgeschichte, ist eine christliche Gemeinde nicht nur Gemeinde des Wortes (Glaubensgemeinschaft) und nicht nur eucharistische Tischgemeinschaft (Gottesdienstgemeinschaft), sie muß darüber hinaus noch Bruderschaft (Liebesgemeinschaft) sein.

2. Als Bruderschaft darf eine Gemeinde sich nicht begnügen mit Wortgottesdienst und Unterweisung (die Gefahr der protestantischen Gemeinden); mit der Eucharistiefeier und liturgischem Gebet (die Gefahr der ostkirchlichen Gemeinden); als Bruderschaft muß sie auch Weisen brüderlicher Versammlung haben nach dem Vorbild des urchristlichen Brudermahles.

3. Das brüderliche Gemeinschaftsleben muß (wie das urchristliche Brudermahl) der tragende Grund bleiben, der Wortunterweisung und Gottesdienst der Gemeinde als Gestaltungsprinzip mitbestimmt.

4. Allen Formen brüderlicher Vergemeinschaftung innerhalb der Gemeinde müssen die drei Wesensmerkmale des urchristlichen Brudermahles bleiben: der *Ganzheitsbezug*, damit die Bruderschaft als »ein Herz und eine Seele« (Apg 4,32) zur Darstellung komme; die *Diakonie*, damit es »keine Darbenden unter ihnen gibt« (Apg 4,31) und die geistliche »Freude« (Apg 2,46).

5. Die Wirkkraft, die aus der Gemeinde Bruderschaft werden läßt, ist die Bruderliebe (*philadelphia*), die anders als die Nächstenliebe (*agape*) auf ein gemeinsames Leben in der Gemeinde drängt, auf Gemeinschaft des Gebens und Nehmens, und zwar in bezug auf die geistlichen Güter und in bezug auf die irdischen Besitzgüter.

6. In der Bruderliebe – meist nach Maßgabe ihrer Stärke – läßt der Herr geistliche *Dienstfähigkeiten* (vgl. 1 Kor 12, 1.4.: »Geistesgaben, Gnadengaben, Dienste, Wirkkräfte«) erstehen, die entweder zu geordneten Ämtern (göttlichen oder kirchlichen Rechtes) oder zu einzelnen Dienstleistungen befähigen.

modernen Welt, in: *Sendung und Gnade*, Innsbruck 1966, 24ff. Dann: *Schriften zur Theologie* VIII, Einsiedeln 1967, 409.

³ N. GREINACHER, *Realutopie Gemeindekirche*, in: *Lebendige Seelsorge* 4 (1967) 177–185.

7. Der Herr wird seine Gemeinde nicht ohne die notwendigen Dienste lassen und jedem Bruder seine ihm bestimmte Dienstfähigkeit geben; aber es bleibt ihm überlassen, welche amtlichen oder freien Dienste er zur Zeit in der Bruderschaft erweckt oder welche bestimmte Dienstfähigkeit er einem einzelnen Bruder geben will.

8. Eine Gemeinde wird so weitgehend Bruderschaft sein, wie sie in guter Weise Eucharistie feiert und das Wort Gottes hört. Es muß in einer Gemeinde ein brüderliches Zusammenleben geben. Von daher bestimmt sich auch die *Größe einer Gemeinde*. Für die individualistisch verstandenen Seelsorgsgemeinden wird oft als Maßstab genannt: Der Pfarrer muß seine Pfarrkinder noch alle kennen können. Dieser Maßstab ist ungenügend. Die Gemeinde darf nur so groß sein, daß jeder den andern noch kennt. Denn mit einem, den man nicht kennt, kann man nicht in Bruderschaft leben.⁴

Endlich noch ein letzter wichtiger Gedankenkreis zum neuen Selbstverständnis der Kirche, ein Gedankenkreis, der ebenfalls stark in die Zukunft weist. Er ist im Konzil schwach angeklungen, und Yves Congar ist sein leidenschaftlicher theologischer Vertreter geworden.⁵ Es geht um die *Kirche der Armen und um die Diakonie*. Es versteht sich, daß solche Gedanken sich mit der Idee der Kirche als Bruderschaft innig verbinden. Und auch hier ist der biblische Boden stark und überzeugend. Congar hat im genannten Werk im ersten Kapitel diesen biblischen Grund gelegt.

Hans Küng faßt die ganze Frage des Amtes unter dem Titel zusammen: Die Dienste in der Kirche. Kirchliches Amt als Dienst.⁶ Er redet von der diakonischen Struktur der Kirche und davon, daß die Petrusmacht in den Petrusdienst überzuführen wäre, um wieder biblisch und glaubwürdig zu werden. Dazu bemerkt die Kirchenkonstitution: »Um Gottes Volk zu weiden und immerfort zu vermehren, hat Christus der Herr in seiner Kirche *verschiedene Dienste* eingesetzt, die auf das Wohl des Leibes ausgerichtet sind. Denn die Diener, die mit heiliger Vollmacht ausgestattet sind, stehen im Dienste ihrer Brüder, damit alle, die zum Volke Gottes gehören und sich daher der wahren Würde eines Christen erfreuen, in freier und geordneter Weise auf dasselbe Ziel hinstreben und so zum Heile gelangen.«⁷ Und die Schrift: »Der Größte

⁴ H. SCHÜRMANN, a. a. O. 21 ff. Vgl. ferner J. RATZINGER, *Die christliche Brüderlichkeit*, München 1960.

Punkt 8 muß wohl eher gesehen werden als Maßstab für die Eucharistiegemeinde, nicht aber für die kirchliche Daseinsstruktur an sich; für vieles andere muß man zahlreicher sein.

⁵ Y. CONGAR, *Für eine dienende und arme Kirche*, Mainz 1965. – Ders., *Die Armut im christlichen Leben inmitten einer Wohlfahrtsgesellschaft*, in: *Concilium* 5 (1966) 343–353.

⁶ H. KÜNG, *Die Kirche*, Freiburg 1967, 427 ff.

⁷ *Lumen gentium* Nr. 18.

unter euch soll sein wie der Jüngste und der Hochstehende wie der Bedienende. Denn wer ist größer, der zu Tische Liegende oder der Bedienende? Ist es nicht der zu Tische Liegende? Ich aber bin mitten unter euch wie der Bedienende« (Lk 22, 26ff). »Die Kirche muß ein Antlitz wiedergewinnen, das die Jahrhunderte verschleiert haben: das Antlitz der Armut. In der Besinnung darauf, daß die Apostel nur bescheidene galiläische Fischer waren und daß der Herr selbst hat in Armut leben wollen, wird sie sich bemühen, diesem Ideal größere Treue zu wahren« (Kardinal Liénart). Und Kardinal Lercaro, dem Congar sein Buch gewidmet hat: »Wir werden den wahren und tiefsten Bedürfnissen unserer Zeit nicht gerecht werden, wir werden auf die von allen Christen geteilte Hoffnung keine Antwort geben, wenn wir die Verkündigung der Frohbotschaft an die Armen nicht zu einem der zentralen Themen des Konzils machen. Es geht in der Tat nicht um irgendein Thema; es handelt sich gewissermaßen um *das* Thema des Konzils. Wenn, wie das schon mehrfach gesagt wurde, die Behauptung zutrifft, daß es der Zweck dieses Konzils sei, die Kirche der Wahrheit des Evangeliums gleichförmiger, sie geeigneter zu machen, auf die Probleme unserer Zeit eine Antwort zu geben, dann kann man nur sagen: Das Zentralthema dieses Konzils ist die Kirche, insofern sie gerade die Kirche der Armen ist.«⁸ Und es bleibt Kardinal Döpfner bis heute unvergessen, daß er damals nach dem Krieg den Dombau in Würzburg zurückstellte unter dem Motto: »Wohnbau ist Dombau!«

Daß unter solchen Voraussetzungen das Thema *Kirche und Kultur* sich ganz neu stellt, dürfte klar sein. Die Kirche hat heute keinen eigentlichen Kulturauftrag mehr. Diese Sorgen haben ihr andere Gemeinschaften weitgehend abgenommen. Es gibt im Grund keine christliche Kultur mehr. Es gibt nur noch eine weltliche Kultur, in der auch wir Christen einen Platz und einen Auftrag haben. Damit stellt sich auch das Problem Kirche und Kunst unter einem neuen, sehr nüchternen Vorzeichen.

II. Gottesdienst heute

Aus dem neuen Selbstverständnis der Kirche ergibt sich eine neue Schau dessen, was unser *Gottesdienst* zu sein hat, und ihm vor allem hat ja unser Gotteshaus, unsere Kirche als Bauwerk zu dienen.

Unsere Zeit ist gekennzeichnet durch das Phänomen der immer mehr um sich greifenden *Säkularisierung*. Es ist ein ungeheurer Prozeß der Verweltlichung im Gange, und ein Ende ist nicht abzusehen. Auch hier ein Wandel, von dem wir, wenn wir ehrlich sind, sagen müssen, daß er *irreversibel* ist. Während man nun bisher, im Zeichen eines überholten Weltbildes, gewohnt war, über diesen Prozeß der

Säkularisierung zu jammern und ihn als Teufelswerk zu verschreien, beginnt die heutige Theologie plötzlich zu merken, daß hier etwas geschieht, was sich sehr wohl mit den Kategorien des Neuen Testaments einfangen läßt und durchaus einen positiven Sinn haben kann. Vor allem protestantische Theologen wie Harvey Cox, Dietrich Bonhoeffer, Helmut Thielicke, Paul Tillich und andere haben uns hier überraschend und zum Teil auch extrem schockierend neue Wege gewiesen.⁹

»Gott ist mitten in unserem Leben jenseitig. Die Kirche steht nicht dort, wo das menschliche Vermögen versagt, an den Grenzen, sondern mitten im Dorf.« So Bonhoeffer. Es geht diesen Theologen um eine Ausweitung der christlichen Botschaft auf die Welt, um die Überwindung des traditionellen Denkens in zwei Räumen. Es geht um die Aufhebung der Grenzen zwischen einem sakralen und einem profanen Bezirk. Thomas Sartory redet von der Entgrenzung des Sakralen.¹⁰ Es geht um die Gotteswirklichkeit in der Weltwirklichkeit. Vor allem Tillich hat die *Profanität* als ein Wesenselement des Christentums entdeckt. Es gibt für einen Christen im Grunde keine *sakralen Räume*, und damit sind für ihn auch die Voraussetzungen für einen *Kult* im strengen Sinn des Wortes nicht mehr gegeben. Christus ist gekommen und hat alles entsakralisiert, das Gesetz und den Tempel, und er hat an die Stelle des Sakralen das Humane gesetzt in seiner Identifizierung mit den Geringsten seiner Brüder. Der Vorhang des Tempels ist zerrissen, der Tempel selber zerstört! Nicht umsonst sind die alten Christen als *Gottlose*, als Atheisten betrachtet und verfolgt worden, und nicht umsonst haben sie in der Urkirche mit Stolz darauf hingewiesen, daß sie eben keine Liturgie, keine Tempel und keine Opfer besäßen wie die Heiden. Ja, ist nicht schon der Schöpfungsbericht der Priesterschrift in der Genesis eine grandiose Entsakralisierung der Welt, ja eine Art atheistischer Propaganda für damalige Ohren? Und hat nicht Paulus im ersten Korintherbrief, im Hinblick auf das Essen von Götzenopferfleisch das stolze Wort geschrieben: »Alles ist erlaubt« (1 Kor 6,12). »Damit ist die Profanität der Welt proklamiert. Damit ist der Unterschied zwischen sakraler und profaner Sphäre aufgehoben; damit ist der ganze Raum des Lebens und der Welt dem freien Tun des Menschen überantwortet. Wenn dem Menschen ›alles erlaubt‹ ist, dann kann es in der Welt keine ausgegrenzten frommen Bezirke, keine abgesonderten religiösen Provinzen, keine bestimmten heiligenden Handlungen mehr geben, überhaupt nichts, was eine herausgehobene Beziehung zu Gott besäße und daher

⁹ Vgl. H. ZAHRT, *Die Sache mit Gott*, München 1967. D. BONHOEFFER, *Widerstand und Ergebung*, München 1952.

¹⁰ T. SARTORY, *Eine Neuinterpretation des Glaubens*, Einsiedeln 1967, 82ff. Vgl. D. BONHOEFFER, a. a. O. 182. 211. 248.

imstande wäre, dem Menschen das göttliche Heil zu vermitteln. Vielmehr ist dann alles profan und in die freie Verfügung des Menschen gegeben.« So schreibt der protestantische Theologe Friedrich Gogarten.¹¹

Um was geht es im Hinblick auf unseren *Gottesdienst*? Es geht darum, aus einem Kultakt und einem religiösen Zeremoniell wieder das zu machen, was unsere ›Liturgie‹ nach dem Neuen Testament sein müßte: *Zusammenkunft*, *Versammlung* und *Brudermahl*. »Sie hielten fest an der Lehre der Apostel, an der Gemeinschaft, am Brotbrechen und am Gebet... Täglich verweilten sie einmütig im Tempel, brachen in den Häusern das Brot und genossen ihre Speise in Frohsinn und Schlichtheit des Herzens« (Apg 2, 42.46).

Also hat unser Gottesdienst, vorab unsere Eucharistiefeier ein Brudermahl zu sein und nicht ein feierlicher Staats- und Kultakt. Die Messe entstammt einem häuslichen Mahl, und das entspricht dem Gedanken der Hausgemeinden, in denen sich nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte die Ortsgemeinden aufbauen. Unsere Gottesdienste müssen also einen brüderlichen Geist atmen, ohne eine falsche Verfeierlichung! Die Liturgiefeier in der Kirche müßte brüderlich eingeübt werden durch die Eucharistiefeier in Wohn- und Familiengemeinschaften. Denn nur durch die Bildung kleinerer Bruderschaften, etwa im Sinne von Eherunden und Wohnviertelapostolat, besteht die reale Aussicht, unsere im allgemeinen viel zu großen Pfarrgemeinden wieder zu verlebendigen.

Die Urform des christlichen *Wortgottesdienstes* ist Schriftlesung und Gebet, Sprechen Gottes und Sprechen zu Gott, vollzogen im Tempel, in der Synagoge und in der Hausgemeinschaft. Aus solchen Voraussetzungen aber wird Gottes Wort auch zum brüderlichen Wort und als brüderliches Wort ist es heilig. Christlicher Wortgottesdienst ist Gebet, Wort auf Gott hin und zugleich Tischgespräch, Wort zum Bruder hin. So ist immer beides da: Die Vertikale und die Horizontale, Gemeinschaft mit Gott und mit den Brüdern, und damit ist die Unterscheidung sakral-profan eigentlich hinfällig geworden; sie ist überstiegen im Zeichen einer umfassenden Gottmenschlichkeit, in der wir mit Gott und zugleich untereinander in eine heilige Gemeinschaft treten. Das Heilige wird profan, das Profane wird heilig im Sinne einer letzten Identität der Schöpfungs- und der Erlösungswirklichkeit. Wir spüren wohl alle die Konsequenzen, die das haben würde und wir sind uns wohl alle klar, wie sehr wir mit allen liturgischen Erneuerungen noch in den allerersten Anfängen stecken. Für kultische Zeremonien, die Selbstzweck geworden sind, wird der heutige Mensch nicht mehr zu gewinnen sein. Was ihn früher zum Teil in die

¹¹ Zit. bei H. ZAHRT, a. a. O. 183.

Kirche trieb, das findet er heute anderswo, im Theater, im Konzertsaal, im Vergnügungsetablissemment.¹² Unser Gottesdienst ist schlichte Danksagung, freudiges Gedächtnis, neuer Bund, in dem das Wort Gottes erfüllt und nicht leerer, kalter Pomp getrieben werden soll. Nicht der Opfergedanke steht formal im Vordergrund, sondern das Mahl. Gemeinschaft mit Gott in Jesus Christus und Gemeinschaft der Christen untereinander tragen und bedingen sich gegenseitig, und so wird die Kirche in der gottesdienstlichen Versammlung immer neu Ereignis. Wir scheinen diesen Gesichtspunkt fast völlig vergessen zu haben und sind so zu einem steifen, unpersönlichen Meßzeremoniell gekommen, das mit dem, was Paulus im ersten Korintherbrief beschreibt, nicht mehr sehr viel zu tun hat. Der Zürcher Neutestamentler Eduard Schweizer hat am Evangelischen Kirchentag in Hannover die kühne Forderung gestellt: Gottesdienst müsse spannender sein als der Besuch des Kinos, erholsamer und fröhlicher.¹³ Wir aber haben es durch einen grandiosen Versteinerungsprozeß unserer Messe fertiggebracht, sie für viele vor allem junge Menschen zum langweiligsten Ereignis der Woche zu machen. Es zeugt doch von einer kaum zu überbietenden Phantasielosigkeit, daß wir im Grunde mit einer *einzig* Meßform, mit kleinen Variationen gewiß, jahraus, jahrein auskommen müssen, daß unsere Liturgie von einer Eintönigkeit geprägt ist, die der heutige Mensch kaum noch erträgt, daß wir kaum noch andere Formen der Liturgie außer der Messe kennen.

III. Kirchenbau heute

Doch stoßen wir zur letzten Frage vor: *Kirchenbau heute!* Ziehen wir aus dem Gesagten für den Kirchenbau die ehrlichen Konsequenzen. Formulieren wir *radikal und deutlich*: Im Hinblick auf das neue Selbstverständnis der Kirche und ihres Gottesdienstes sollten wir auf den *Kirchenbau im überlieferten Sinn verzichten!* Die Zeit, wo es unsere Aufgabe war, hochragende Dome zu bauen, ist schon lange vorbei. Die Zeit, wo es unsere Aufgabe war, schöne und mehr oder weniger aufwendige Kirchen zu bauen im eigentlichen und überlieferten Sinne des Wortes, geht ihrem Ende entgegen. Die Kirche muß heute nicht mehr repräsentieren. Jedem Triumphalismus (auch in Beton) sind wir abhold. Kirchtürme sind, in Anbetracht der Hochhäuser unserer Städte und Industrieorte, überflüssig, von Kirchenglocken und Turmuhren ganz zu schweigen! Pflegen wir keine romantischen Gefühle, täuschen wir doch nichts vor, was wir nicht mehr sind und nie mehr sein werden: Kirche als gesellschaftsformende Macht und Kraft, als Mitte und Strahlungspunkt,

¹² Y. CONGAR, a. a. O. 93.

¹³ E. SCHWEIZER, *Die Gegenwart Christi: Die Kirche*, in: *Christus unter uns*, Stuttgart 1967, 32–40.

als Herrscherin und Gestalterin des menschlichen Lebens...!

Was wir brauchen und was die Zukunft von uns verlangt, das sind keine Tempel, *keine Gotteshäuser* (weil, wenn schon Gotteshaus, es nur von Gott >benützt< zu werden brauchte), was wir brauchen ist ein *Haus für Menschen*, eine Heimstatt für die Gemeinde, die selber im Sinne des neuen Testaments Tempel des heiligen Geistes, heiliges Haus aus lebendigen Steinen ist. Thomas Sartory hat überzeugend dargetan, wie verfehlt etwa unser Kirchweihritus ist und wie man hier den berühmten Bibeltext von der Gotteserscheinung an Jakob und von der Himmelsleiter völlig sinnwidrig verwendet und in sein glattes Gegenteil verkehrt hat.¹⁴ Der Text ist, wenn er exegetisch sauber analysiert wird, ein Beweis dafür, wie bereits im Alten Testament, im genuinen israelitischen Jahweglauben, die *Entgrenzung des Sakralen gegeben ist*. Der Tempelbau unter Salomon bedeutet in gewissem Sinne einen Rückschritt, und nicht umsonst hat die prophetische Verkündigung oft und oft gegen den Tempel und gegen den Kult Stellung genommen. Da steht das spöttische Jeremiaswort, an die gerichtet, die im Tempel und durch den Tempelgottesdienst über Gott zu verfügen glauben: »Verlaßt euch nicht auf täuschende Worte wie diese: Der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ist dies, sondern bessert euren Wandel, bessert eure Taten« (Jr 7,4). Und selbst Salomon, der Erbauer des Tempels, weiß in seiner Weiherede: »Wie aber, könnte wirklich Gott auf Erden eine Wohnung haben? Die Himmel, ja die Himmel über den Himmeln fassen dich nicht, wie dann dieses Haus, das ich baute?« (1 Kg 8). Was wir für die Zukunft brauchen, sind keine Gotteshäuser, sondern schlichte und *zweckmäßige Gemeindezentren*, in denen und durch die die Kirche als Bruderschaft ihren Dienst für die Brüder und für die Welt erfüllen kann. Gleichen wir uns hier ruhig den Sekten an und denken wir daran, daß die Kirche in ihren besten Zeiten auch ohne eigentliche Kulträume ausgekommen ist. Ja gerade im Kultraum fließt ja das Heidentum neu in die Kirche ein. Im Kirchenbau und in der heutigen Form der Abendmahlsfeier, so meint wiederum Sartory, ist der Beweis deutlich erbracht, daß im katholischen Bereich die neutestamentliche Entgrenzung des Sakralen nicht durchgehalten worden ist.¹⁵ Wir haben die Heilswirksamkeit Gottes sakramentalistisch mißverstanden, d. h. sie monologisch statt dialogisch aufgefaßt. Wir haben kultische Einrichtungen an die Stelle der gottmenschlichen und der mitmenschlichen Begegnung gesetzt!

Wie stellt man sich ein *solches Gemeindezentrum* konkret vor?

¹⁴ T. SARTORY, a. a. O. 94ff.

¹⁵ T. SARTORY, a. a. O. 102ff.

Ein Raum mit Tabernakel und ewigem Licht dient der stillen Anbetung und kleineren Gottesdiensten, vor allem der Werktagsmesse, solange sie nicht der Hausmesse Platz gemacht hat. Daneben steht ein großer Raum als Versammlungsraum in vielfältiger Form zur Verfügung. Hier feiert man am Sonntag an einem Tisch die Eucharistie, hier findet sich die Gemeinde auch außerhalb des Gottesdienstes zusammen, und so ist schon in dieser Gemeinsamkeit des Raumes die Einheit von profaner und sakraler Welt bezeugt. Hier, in diesem Raum, hält man Eucharistie und Agape, man hört Vorträge und diskutiert, man findet sich menschlich in vielfältiger Form zusammen. Im Pfarrei- und Gemeindezentrum wohnt der Priester, oder im Idealfall die Priestergemeinschaft, hier sind in sinnvoller Weise die diakonischen Dienste der Pfarrgemeinde konzentriert: Kindergarten und Krankenpflagestation, Altersheim und ähnliche Dinge, je nach Größe und Bedürfnis der Pfarrei und der Gesellschaft. Von der tatsächlichen Größe der Pfarrei hängt es auch ab, ob in »Außenstationen« neue kleinere Zentren geschaffen werden müssen, indem man in neuen Wohnsiedlungen Räume mietet, einen Priester oder Diakon dort ansiedelt und ähnliches. Es braucht hier wohl nicht weiter ausgeholt zu werden. Es soll nur die Richtung angegeben werden, in der gedacht wird. Und man ist der Meinung, mit dem Geld, das man durch den Verzicht auf eine eigentliche Kirche sich erspart, könnten wichtigere und sinnreichere Dinge getan werden, und zwar im Zeichen der dienenden und der armen Kirche.

Daß das nicht reine Utopien sind, beweist die Tatsache, daß eine Zürichseegemeinde sehr konkret bereits in dieser Richtung denkt und plant. In Wien soll eine Pfarrei bereits in ähnlicher Weise in die Welt der Menschen »untergetaucht« sein. Die Priester wohnen dort in Mietwohnungen, Wand an Wand, Türe an Türe mit ihren Gläubigen. Eine große Zürcher Pfarrei, die nach altem Muster eine neue Kirche bauen müßte, plant Zentren in neuen Wohnquartieren im oben erwähnten Sinne. Ob hier nicht doch einmal Mut und Phantasie am Platze wären und ob nicht eine saubere, schlichte Architektur auch hier eine schöne, dankbare Aufgabe fände, zwar nicht im Sinne der Repräsentation, wohl aber im Sinn der Diakonie?

Es geht hier nicht nur um Fragen des Details: Wie plazieren wir den Tabernakel, wie den Altar, wo soll der Ambo, wo der Taufstein stehen. Hier geht es um eine viel grundsätzlichere Frage: Wollen wir nicht überhaupt aufhören, Kirchen im überlieferten Sinn zu bauen und an ihre Stelle im Zeichen der Bruderschaft und der Diakonie schlichte und zweckmäßige Zentren schaffen, die gerade auch die Anwesenheit der Kirche in der Welt von heute aufs schönste und glaubwürdigste dokumentieren und in

denen ein brüderliches Gemeindeleben und ein ebenso brüderlicher Gottesdienst sich entfalten kann? Sicher, das ist weniger wehevoll und gar nicht imposant. Der Architekt kann sich kein ›Denkmal‹ setzen. Aber es ist vielleicht christlicher, evangelischer, nach dem Wort des Herrn: »Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel des Himmels ihre Nester. Der Menschensohn aber hat keine Stätte, wohin er sein Haupt legen kann« (Mt 8,20).

Wir müssen uns nur von so unfrohen und unbiblichen Gedanken lösen, als ob wir Gott ein Haus bauen müßten auf dieser Welt. »Gott wohnt nicht in Tempeln von Menschen Hand!« Wir bauen ihm ein Haus durch die Mitmenschlichkeit und durch tätige Nächstenliebe. Wir vergessen so leicht, daß von der Schrift her kein Auftrag zum Kirchenbau hergeleitet werden kann. »Wir dürfen auch nicht zu schnell sagen, es sei nichts zu schön und zu teuer für die Ehre Gottes, während zwei von drei Menschen des Hungers sterben« (Bischof Huyghe v. Arras).¹⁶ Wir sind ›Exodusgemeinde‹, Kirche des Auszuges. Unser alttestamentliches Vorbild ist nicht der Tempel in Jerusalem, sondern die transportable Stiftshütte, das heilige Zelt. So und nur so, gehört uns und unserer Kirche die Zukunft!

Angela Steigerwald

Sexualerziehung in der Glaubensunter- weisung der Volksschule

I. Die Situation

In dem Entwurf eines Lehrplans zur Sexualerziehung in den Schulen Hessens heißt es in dem Abschnitt ›Methodische und didaktische Vorbemerkungen‹ (den allgemeinen und den Religionsunterricht betreffend): »Eine gute und richtige Gesamterziehung ist zugleich Sexualerziehung im weitesten Sinne.«¹ Diese Feststellung formuliert eine Anforderung an die Glaubensunterweisung der Volksschule. Die kritische Bestandsaufnahme der bisherigen Antworten zeigt:

1. Die Antworten erfolgen – wenn überhaupt – viel zu spät. (Fehlanzeige in den Kommentaren zu den Glaubensbüchern für das 1. und 2. Schuljahr – Quadflieg, Weber.) Noch im Glaubensbuch für das 3./4. Schuljahr wird bei der Darstellung der Verkündigung Mariens (Teil II, L 43) die Frage: »Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?« ausgelassen. Ebenso besteht der einzige Hinweis auf die Sexualerziehung bei den Handbuchautoren zur Schulbibel (Hilger, Andreae, Leitheiser)

¹⁶ Zit. bei Y. CONGAR, a. a. O. 122.

¹ Dieser Entwurf, von katholischen Lehrkräften erarbeitet, ist abgedruckt in: *Der Katholische Erzieher* 1 (1966) 17–20.